3) Traulich im Schatten von Feigen- und Oelbäumen, umrankt vom üppigen Weinſtock, ſteht das Haus des Zacharias im Gebirge. Eliſabeth, die hochbegnadigte Mutter des Vorläufers des Herrn, trat aus der Haustüre und ſchaute mit ſeligen Blicken der Jungfrau Maria entgegen, die mit wunderbarer Demut und Beſcheidenheit ihrem Hauſe nahte. Wenige Tage vorher war ja der Erzengel gekommen, um ihr das erſte „Gegrüßet ſeiſt du, Maria" zu ſprechen, welches von nun an in Millionen Menſchenherzen nachklingen ſollte, bis zum Ende der Zeiten. So trat Maria ein mit dem großen Geheimniſſe der Welterlöſung in ihrer Seele, reichte Eliſabeth die Hand und ſprach: „Der Herr ſei mit dir, teuerſte Baſe, ſein göttliches Licht möge dir Gnade und Leben verleihen." Und ſiehe da, kaum erklangen die wunderlieblichen Laute des Grußes in das Ohr der Eliſabeth, da leuchtete es in ihrem Herzen auf, im Lichte des heiligen Geiſtes erkannte ſie in Maria die Mutter des Weltheilandes und laut aufjubelnd rief ſie aus: „Du biſt gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes! Woher geſchieht mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" Da ſah Maria, daß ihr ſeliges Geheimnis von Gott ſelbſt der Eliſabeth mitgeteilt war, vor ihre Seele trat ihre eigene unbeſchreibliche Würde, die hohe Weisheit des Allmächtigen, der das Demütige erhebt und das Stolze niederbeugt, die troſtvolle Erfüllung aller Verheißung, nun konnte und brauchte ſie nicht mehr ihren Jubel zurückzuhalten. Mit hinreißender Gewalt brach ihr überſtrömender Dank nun aus ihrem unbeſchreiblich ſeligen Herzen hervor: „Hoch preiſe meine Seele den Herrn und mein Geiſt frohlocke in Gott meinem Heiland." Das Magnifikat iſt der Dank der Gottesmutter für ihre Perſon und für die ganze Menſchheit, ein Dank, der in der katholiſchen Kirche nie erſtirbt, den ſie dreimal am Tage durch Glockengeläute der Welt verkündet, den täglich jeder Prieſter und jede Ordensperſon auf ihre Lippen nehmen, den der neugeweihte Prieſter auf die Andenken an die erſte heilige Meſſe drucken läßt, den jede Gottesbraut am Tage ihrer Einkleidung tief im Herzen trägt: „Hoch preiſt meine Seele den Herrn, denn Großes hat an uns getan der Mächtige, er, deſſen Name heilig iſt." — Es iſt ſo ſchön, daß das erſte Lied des Neuen Bundes, von den Lippen der reinſten Jungfrau gefloſſen, ein Danklied iſt, das alle Zeiten mit ſeinem Gnadendufte erfüllt und auch in unſere Tage der Trübſal mit reichem Troſte hineindringt: „Seine Barmherzigkeit währt von Geſchlecht zu Geſchlecht bei denen, die ihn fürchten." Der Blick auf die unendliche Erbarmung Gottes, der uns allen „Großes getan", wird ſelbſt in den Tagen der Leiden unſere Seele erheben zu großem Danke.

Die Tochter von Oberbühl.

Von Jakob Frey.

Erſt als ſie das ſchon ſchlafengegangene Taldorf hinter ſich hatten und nun langſamer am Niederbühl vorbeifuhren, von dem noch ein ſtilles Licht wie ein friedlicher Stern herabſchimmerte, ſchlang die Mutter den Arm um ihr Töchterlein und brach plötzlich in leiſes Weinen aus. „Siehſt du," rief ſie, dabei nach dem Lichte empordeutend, mit gepreßter Stimme, „das iſt jetzt die Strafe für die Sünde, die ich an dem braven Manne dort droben begangen habe." Roſeli hatte wohl auch ſchon davon gehört, daß ſeine Mutter und der Niederbühler einſt einander beſtimmt geweſen, und es hatten ſich in ſeinem jungen Herzen an dieſer Erinnerung ſeit einiger Zeit gar ſeltſam liebliche Träumereien aufgerankt; aber auf den eigentlichen Grund der Auflöſung jenes Verhältniſſes war das Mädchen noch nie gekommen, ſodaß ihm auch heute die Aeußerung des Unteroffiziers, die den Vater zu ſo unglücklichem Zorne gereizt, nur halb verſtändlich geweſen. Deshalb erwiderte es jetzt, ſein Geſicht an die Bruſt der Mutter lehnend: „Aber Mutter, der Vater iſt ja doch immer gut geweſen mit dir und mir und allen Menſchen, die ihn nicht abſichtlich zum Zorne verlockten." „Ja, er iſt gut geweſen," ſagte die Mutter, mit leiſe zitternder Hand über die Haare des Mädchens ſtreichend, „und an dem Unguten, das in ihm iſt, trage ich ſelbſt die größte Schuld, dem Himmel ſei es geklagt!"

„Mutter", fiel Roſeli in bittendem Tone ein; „wie kannſt du ſo reden, Mutter!"

„Und doch iſt's nicht anders," fuhr die Oberbühlerin nach kurzem Beſinnen fort, „und doch bin ich ſchuld daran, ich unglückliche Frau. Du biſt wohl noch jung, und ich würde ſonſt von ſolchen Dingen nicht reden mit dir; aber nun hab' ich ja keinen Menſchen mehr, vor dem ich mein Herz ausſchütten kann, als dich, mein Kind. Drum weißt du, als ich den Vater kennen lernte, war ich noch eitel und töricht, wie man es iſt in ſolchen Jahren, wo noch kein Leid unſer Herz geprüft hat. Ich fing an, mich im ſtillen meines guten, braven Bräutigams zu ſchämen, daß er gar ſo unſcheinbar ausſah und nicht einmal die Uniform tragen durfte. Es fehlte auch nicht an Leuten, die meine verborgenen Gedanken aufſtifteten, indem ſie mir zu verſtehen gaben, an meiner Stelle wollten ſie einen Mann ſuchen, an dem ſie auch Freude und Ehre haben könnten; wofür denn Geld und Gut ſonſt da ſeien. Und das hat dein Vater dann wohl gewußt, daß ich ihn, in den erſten Jahren wenigſtens, immer am liebſten in dem Kleide ſah, in welchem ich ihn in meinem Leben überhaupt zum erſten Male geſehen hatte. Mir war's dann ſtets, unſere Liebe werde wieder neu und jung wie am erſten Tag, und ich konnte ihm den geheimen Herzensſtolz nie verbergen, der bei ſeinem Anblick erwachte in mir, wenn er ſo blank und ſtattlich den Bühl heraufgeritten kam. So bekam er mir zu Lieb eine noch größere Freude an dem unglücklichen Militärweſen, bis es ihm zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden iſt. Nun aber mußt auch du leiden unter meiner Schuld, und Gott möge mir's verzeihen; in meinem Herzen iſt nicht nur Kummer und Schmerz in dieſem Augenblick, es iſt auch bittere Reue darin."

Roſeli hatte die Mutter, die ſonſt nicht von vielen Worten war, in ſeinem Leben noch nie in ſolcher Weiſe reden hören, und was ſie ſagte, ſchien ſo wohl gegründet und bedacht, daß es eine tröſtliche Einwendung dagegen nicht aufzubringen wußte. Es legte daher nur die beiden Arme um ihren Hals, und lautlos rannen die Tränen der zwei beklagenswerten Frauensleute zuſammen, bis ſie auf dem Oberbühl anlangten.

Hier, wohin die Kunde von dem geſchehenen Unglücke im Laufe des Tages durch allerlei widerſprechende und wohl auch übertriebene Gerüchte gelangt war, ſah alles unheimlich und verſtört aus. Schweigend und ohne nur nach der Meiſterfrau aufzublicken, begannen die zwei Knechte haſtig das Wägelchen auszuſpannen, und in ſtummem Schweigen ſtand auch die alte Kathrin daneben, die durch faſt vierzigjährigen treuen Dienſt im Hauſe ſich ſonſt das Recht zu jeder Frage und Rede erworben hatte. „Iſt niemand da geweſen heute?" fragte endlich die Meiſterin, nachdem ſie abgeſtiegen; „hat mir niemand nachgefragt?" „Niemand Beſonderes," erwiderte Kathrin: „nur der Niederbühler war erſt vor einer halben Stunde noch da und hat geſagt, er wolle morgen früh wiederkommen, wenn Ihr's erlaubt."

„Was ſagſt du?" rief die Meiſterin leiſe; „der Rudolf vom Niederbühl war da?"

„Ja der," entgegnete die Magd mit bedächtigem Kopfnicken; „er hat faſt eine Stunde lang gewartet auf Euch."

Mutter und Tochter gingen ſtatt nach der gemeinſchaftlichen Wohnſtube ſogleich nach der Hinterſtube, wohin ihnen ſelbſt Kathrine nicht zu folgen wagte, wo aber die vor dem Geſinde nur mühſam zurückgehaltenen Tränen ihr Recht alsbald von neuem geltend machten. „Und nun noch der Niederbühler," ſagte die Mutter aus langem Schweigen heraus; „der iſt nur ſo bald gekommen, weil er uns das Unglück im Herzen gönnen mag."

Das Mädchen trocknete die Augen und ſchaute der Mutter halb ängſtlich, halb verwundert ins Geſicht. „Das meinſt du?" fragte es langſam und dann leiſe den Kopf ſchüttelnd; „nein, Mutter, das kann ich nicht glauben, daß er deswegen gekommen ſei, das wäre zu ſchrecklich."

Am folgenden Morgen waren die Oberbühler nach einer kummervoll durchwachten Nacht noch nicht lange aufgeſtanden, als Gottliebs Vater ſchon wieder im Hauſe erſchien. Die Oberbühlerin ſtand mitten in der Stube und ſchaute ihm entgegen, als er die Türe öffnete. Der Mann blieb einen Augenblick zögernd an der Schwelle ſtehen, die er nun ſeit bald fünfzehn Jahren nicht mehr überſchritten hatte; dann aber rief er, ohne nur den gewohnten Morgengruß anzubringen, mit bewegter Stimme: „Gott gebe, daß du nicht ſo ſchlimmen Bericht heimgebracht haſt, wie ich geſtern von fremden Leuten erfahren mußte; aber Ruhe hat es mir keinen Augenblick gelaſſen, Marianne, ich mußte ſo früh ſchon kommen."

Sie ſchaute ihn noch immer an und ſah, wie auf ſeinem milden Geſichte bange Erwartung und tiefe Bekümmernis ſtanden; dann brachte ſie mit aller Anſtrengung ihrer Stimme, die den Dienſt zu verſagen drohte, hervor: „Schlimmeres wirſt du wohl nicht erfahren haben als ich ſelbſt, Rudolf. Der andere iſt geſtorben, und mein Mann — o allgütiger Himmel, ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll, es iſt zu ſchrecklich." Der Niederbühler neigte das Geſicht mit einer ſchmerzlichen Bewegung ein wenig vorwärts und ſtreckte der Frau die Rechte entgegen. „Dann verleihe dir Gott Geduld und Kraft," ſagte er; „aber verſprich mir, mich, wo du eines Beiſtandes bedarfſt, als deinen Nachbarn zu halten, wie es unſere ſeligen Eltern getan; verſprich mir's, Marianne." Die beiden, die ſich einſt ſo nahe geſtanden und nun doch einander ſchon ſo lange nicht mehr Auge in Auge geſehen, ſchauten ſich wiederum an, und über die bekümmerten, bereits alternden Geſichter ging der Ausdruck einer tiefinnern freudigen Bewegung hinweg, wie ein Abglanz jener Tage, wo ſich ihre Herzen für immer gefunden zu haben glaubten. „Ich danke dir und verſpreche es dir, Rudolf," rief ſie bewegt, die dargebotene Hand ergreifend, fügte aber leiſer hinzu: „obwohl ich ſolches nicht verdient habe um dich."

Der Niederbühler tat, als ob er dieſe letzten Worte nicht gehört habe, und wendete ſich mit feuchten Blicken der breiten Bank zu, die ſich neben dem Ofen zum Tiſche hinzog. Da erſt bemerkte er Roſeli, das dieſem Auftritte ſtill zugeſchaut, und hielt auch ihm mit ſeinem milden ſchmerzlichen Lächeln die Hand entgegen. Es drang ein ſeltſames Aufleuchten aus den tränentrüben braunen Augen des Mädchens hervor, als es dieſe Hand ergriff, und der Niederbühler mochte wohl inne werden, mit welchen Empfindungen ſeinem Kommen entgegengeſehen worden, da es leiſe ſagte: „Das hab' ich ſchon gewußt, ihr ſeid immer ſo gut und freundlich geweſen."

Der Mann ſchien auch dieſe Worte zu überhören und ſetzte ſich auf die Ofenbank. „Wenn es dir nicht zu ſchwer wird, Marianne, ſo erzähle mir, wie ſich das Unglück zugetragen hat," ſagte er; „vielleicht läßt ſich doch ein Rat finden, an dem auch der Storchenwirt in der erſten Verwirrung nicht gedacht hat, wie verſtändig er ſonſt iſt."

Die Oberbühlerin begann, von manchem Seufzer, von mancher Klage unterbrochen, zu erzählen, was ſie ſelbſt wußte, und verhehlte ſogar die Aeußerung des unglücklichen Unteroffiziers nicht, die den Hauptanſtoß zu der blutigen Tat gegeben hatte. Rudolf hörte ſchweigend zu und ſchweigend ſaß er noch eine geraume Weile, nachdem Marianne mit ihrem traurigen Berichte zu Ende gekommen; dann aber ſagte er: „Die Sache iſt wohl ſchlimm, wie ich ſie nicht ſchlimmer befürchtet habe, und doch glaube ich, hat ſie dein Mann durch ſeine Flucht noch ſchlimmer gemacht, als ſie ſonſt ſchon war. Dem Toten kann nicht mehr geholfen werden; aber der Lebende hätte ſchon helfende Freunde gefunden, die verſucht haben würden, einen Teil der Schuld von ihm abzuwälzen, wenn er dieſe durch ſeine übereilte Entfernung nur nicht ſchon gleichſam ganz auf ſich genommen hätte Doch begreif' ich wohl, wie er in dem erſten Schrecken dazu gekommen iſt. Alſo ſchon auf heute erwartet der Storchenwirt eine Nachricht von ſeinem Aufenthalte?"

„Ja," erwiderte Marianne, ſtill vor ſich hin weinend; „ſchon bis heute Mittag, hat er gemeint, und dann wolle er mir auf den Abend noch Bericht machen."

Heidenmiſſion und Diaſpora.

Aus Nippes-Merheim 21 ſilberne Ringe, 2 goldene Ringe, 1 ſilb. Kinderarmband, 1 ſilb. Broſche, 1 ſilb. Herzchen, 2 Bröckchen. — Aus Süchteln 20 M. in Gold, 1 ſilbernes Täſchchen, 2 ſilberne Ketten, Medaillon u. Bröckchen. Aus Köln goldene Ohrringe und ein goldener Ring. — Aus Lindenthal ein Diamantring, eine Broſche u. Bröckchen. — Bonifatiusverein aus Neuß 50 M.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 15. Sonntag, 9. April. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 9. April: **Palmſonntag.**
Montag, den 10. April: Mechtildis.
Dienstag, den 11. April: Leo d. Gr.
Mittwoch, den 12. April: Julius.
Donnerstag, den 13. April: **Gründonnerstag** †
Freitag, den 14. April: **Karfreitag** †.
Samstag, den 15. April: Karſamstag †.

Sonntagsleſung.

Der Einzug in Jeruſalem. Das heutige Evangelium, das an den Toren der Leidenswoche ſteht, ſoll uns das rechte Verſtändnis und den reichen Segen der kommenden Leidenstage erſchließen, in denen ſich die Opferkataſtrophe des erſten Karfreitags vor unſern Augen erneuert. Wie oft hat Jeſus den Gedanken ausgeſprochen: „Der Menſchenſohn muß leiden." Damit iſt aber auch die troſtvolle Gewißheit gewonnen, daß das Leid im Leben des Gottmenſchen, aber auch alles Leid im Leben ſeiner Jünger und Nachfolger ſeine heilige, gottgewollte Bedeutung hat. Je mehr der Chriſt davon durchdrungen iſt, daß nichts in ſeinem Leben, weder das Große, noch das Kleine, aus dem feſten Rahmen des vom göttlichen Willen und von der göttlichen Vorſehung Gewollten herausfallen kann, deſto leichter wird es ihm werden, das Geheimnis des Kreuzes auch da mit ganzem Herzen zu umfangen, wo er es nicht begreifen kann.

Wollt' ich je in ſchweren Tagen
Ob der Leiden mich beklagen,
O, dann zeig mir deine Wunden
Und den Schmerz, den du empfunden
In der Bruſt voll Lieb' und Treue.
Laß mich ſchauen, daß mit Grauen
Ich der Sünden mein gedenke
Und in Liebe, Dank und Reue
Meinen Schmerz in deinen Schmerz verſenke.

Bildung und Erziehung im chriſtlichen Sinne.

XIV.

Bildung des Verſtändes.

Ein zweites Lernmittel, im Wiſſen und in der Ausbildung des Verſtandes Fortſchritte zu machen, iſt, daß man plan- und ordnungsmäßig und mit Beharrlichkeit arbeitet. Es gibt Leute, die ſind den ganzen Tag auf den Beinen, laufen bald hierhin, bald dorthin, packen jetzt dieſes, im nächſten Augenblick etwas anderes an und kommen zu nichts.

Wie viel Zeit haben wir als Univerſitätsſtudenten in den erſten Semeſtern verſäumt und wie wenig gelernt, bloß, weil wir damals noch nicht, wie heute, die Studierenden einen feſten Studienplan hatten. Heute noch erinnere ich mich, wie wir in Münſter bei dem ſpäter durch die Entdeckung der Röntgenſtrahlen ſo berühmt gewordenen Profeſſor Hittorf ein Kolleg über Wärmelehre, bei einem anderen Profeſſor, Hoſius, Palaeontologie, d. h. die Lehre von den Verſteinerungen, hörten, und bei Heiß, was ja ſchon näher lag und intereſſanter war, Aſtronomie belegten. Und dabei waren wir Theologen und hätten uns im erſten Jahre hauptſächlich auf philoſophiſche Studien beſchränken ſollen. Wie viel überläßt man oft ſelbſt bei der Berufsarbeit dem Ungefähr, dem Zufall, der zeitweiligen Laune und verfährt nicht der Pflicht und Ordnung gemäß, und doch hat man die Zeit ſo nötig.

„Gebraucht die Zeit, ſie flieht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen."

Man ſpricht wohl von „verbummelten Genies." Zumeiſt ſind und waren das ſolche, die ausgezeichnete Talente, oft geradezu für alles hatten, was ſie anfaßten, aber nirgendwo aushielten, die wie die Schmetterlinge bald ſich auf dieſer, bald auf jener Wiſſensblume für einen Augenblick niederließen.

Wir hatten einen ſolchen Mitſchüler auf dem Gymnaſium: in Sprachen ein Ueberflieger, der ſich erſt zur Arbeit entſchloß, wenn die Kerze auf den Nagel gebrannt war, vielfach erſt in der letzten Nacht vor der Abgabe den lateiniſchen und deutſchen Aufſatz niederſchrieb, aber immer mit Nr. I zenſiert wurde.

Er hat ſpäter längere Jahre philoſophiſche und theologiſche Studien gemacht und bei ſeiner Entlaſſung aus einem berühmten theologiſchen Inſtitut prophezeiten ſeine Profeſſoren, in ihm würde ein wiſſenſchaftlicher Stern erſter Größe aufgehen. Und alle hat er enttäuſcht. Er hat ſich vollſtändig verflattert. Ihm fehlte, wie man ſagt, das Sitzfleiſch. Ein glänzender Stegreifredner, der elegant deutſch, lateiniſch, franzöſiſch und engliſch ſprach, ein Mann von esprit, dem gerade während des Redens die ſchönſten Gedanken wie angeflogen kamen, verlegte er ſich mehr auf dieſes Gebiet, wo ihm leichter die Erfolge winkten, als auf ernſtes Studium und, ohne bei ſeinem Tode einen Lichtſtreifen zurückzulaſſen, iſt dieſes vermeintliche Meteor unter den Horizont getaucht.

Es gibt Hausfrauen, die hetzen ſich zu Tode ab, ſind beſchäftigt den ganzen Tag, und doch haben ſie oft am Nachmittag die Betten noch nicht gemacht, und wenn's ſchon gleich Mittag läutet, und der Mann bald zum Eſſen nach Hauſe kommt, werden furioso das Feuer geſchürt und die Kartoffel darauf geſetzt. Anfaſſen und wieder Fahrenlaſſen, zeitweiliges Wühlen mit Arm und Bein, eiliges Zuſammenraffen und dann wieder wochenlanges Feiern ſind mehr als eine gewiſſe Trägheit.

Ich kenne einen berühmten Jeſuitenpater, berühmt als Profeſſor, berühmt als theologiſcher Schriftſteller. Staunenswert, welch eine Reihe gelehrter, von tiefſtem Studium und ernſter Geiſtesarbeit zeugender Bücher er herausgegeben hat. Es iſt ihm nur möglich geweſen, weil er als Ordensmann ſeine Zelle geliebt, die Tagesordnung innegehalten und mit der Zeit gegeizt hat. Ordnung iſt die Schule der Weisheit und Tugend.

Der Schmetterling fliegt durch die Luft
Nippt ſchnell an einer Blume Duft
Und fliegt dann wieder froh und heiter
Zu einer andren Blume weiter.
Die Biene aber läßt ſich fein
Tief in der Blume Kelch hinein
Und kehrt, beſchwert an ihren Füßen
Zum Stock zurück, um dort den ſüßen
Goldhonig mühvoll zu bereiten,
Woll' Leſer, dieſes Tun dir deuten!

Die Schmach Chriſti.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß wir Chriſten ſo wenig Verſtändnis haben für das, was wir die Schmach Chriſti nennen. Das Beſte hat er gewollt; er iſt umhergegangen und hat Gutes getan, und doch: wie wenig Anerkennung, im Gegenteil, wie viel Verleumdung, Verfolgung hat er gefunden, wie viel Schmach hat man ihm angetan?

Wenn wir nun Nachfolger, Jünger Jeſu Chriſti ſein wollen, müßten wir denn zu dieſen Dingen, Demütigungen, Zurückſetzungen, Verleumdungen nicht eine ähnliche Stellung einnehmen, wie dieſes Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde, ohne daß es ſeinen Mund auftat? Aber wo ſind die unter uns zu finden?

Wenn wir den hl. Kreuzweg gehen und da die ganze Schmach und Erniedrigung betrachten, die man dem menſchgewordenen Gottesſohn angetan, dann bewundern wir wohl den Gleichmut des göttlichen Dulders und ſagen auch: wir wollten ihm uns gleichförmig machen, aber wenns nun drauf ankommt, wenn unſer Ehrenpunkt angerührt wird, dann verſagen wir vollſtändig. Verkannt, unterſchätzt, zurückgeſetzt werden, das iſt unerträglich, da wehren wir uns.

Und das tun wir, die wir uns doch geſtehen müſſen, daß wir oft in dieſer Welt, wo der Schein alles gilt, anderen ſind geradezu mit Unrecht vorgezogen worden. Trägt nicht manch einer ein Ordensband im Knopfloch, das ein anderer viel eher verdiente, weil er nach oben gute Protektion gehabt? Kommt nicht manch einer durch Klüngel und Intrigen in eine Stellung, die ein anderer viel tüchtigerer, viel fleißigerer und zuverläſſigerer zehnmal eher hätte erlangen ſollen? Aber wer macht ſich über ſo etwas Scrupel?

Wer hört nicht gern ſein Lob ſingen, aber wehe, wenn man ihn tadelt. Auch wenns recht wäre, er fühlt ſich auf die Füße getreten. Und doch ſollten wir meinen, es wäre bei all dem, was uns zu viel an Anerkennung zuteil geworden, ein gerechter Ausgleich, wenn wir nun auch einmal ein wenig verkannt und unterſchätzt werden.

Es gehört darum auch zur rechten Nachfolge Chriſti, daß wir ohne Bitterkeit hinnehmen, wenn wir in böswilligen Klatſch geraten, wenn wir verkannt werden und mißverſtanden durchs Leben wandern.

Der Welt entfliehen, heißt nicht in die Wüſte gehen, denn dahin nimmt man ſich, wie auch ins Kloſter ſelber mit, nein, es heißt, die richtige Stellung zur Welt und zu unſeren Mitmenſchen einnehmen; und die iſt gekennzeichnet durch das bekannte Wort des alten Weiſen Epiktet: „sustine et abstine, lern ertragen, lern entſagen.“ Der Welt entfliehen heißt, ſich keine Sorge darum machen, ob man von der Welt richtig eingeſchätzt wird.

Nicht, wie die Welt, ſondern wie Gott über uns denkt, das iſt und bleibt die Hauptſache. Unſere Stellung zur Welt ſoll das Beſtreben ſein, „andern nichts zu ertragen geben, aber von andern alles zu ertragen lernen.“

Man kann wohl die Frage aufwerfen, und viele haben ſie geſtellt: Können wir denn nicht hier auf Erden gute Menſchen und Brüder untereinander werden, ohne den Gekreuzigten? Iſt es denn dazu nötig, ihm nachzufolgen und das Kreuz zu tragen? Wer ſo ſpricht, und das für möglich hält, der kennt ſich und ſeine Menſchenbrüder nicht.

Wir alle, die wir aus dem um der Sünde willen uns entriſſenen Paradieſe kommen, tragen ein Kainszeichen an unſerer Stirne. Kennen wir denn nicht die Gewalt des Ehrgeizes, des Neides, der Eiferſucht, die jede Gemeinſchaft zu zerſprengen ſucht und die in der Familie wie in den Völkern ſo oft die Urſache des Zwiſtes und des Streites und des Krieges iſt? Kennen wir denn nicht den Eigenwillen, der ſich überall, auch wenn wir in der Gemeinſchaft von vollkommenen Menſchen leben, immer wieder behaupten will? Kennen wir nicht die leidenſchaftlichen Temperamente, die Menſchen mit dem Krampfe kleinlicher Empfindlichkeit, mit den gereizten Nerven, die es ihrer Umgebung ſo fürchterlich ungemütlich machen können? Wer das bedenkt, der müßte, ſollte man meinen, erkennen, daß erſt viel in ihm ſterben, viel in ihm wirklich gekreuzigt werden muß, ehe er ein recht wahrer Bruder ſeiner Mitmenſchen werden und ſein kann.

Darum bleibt das Wort des Heilandes: „Willſt du mein Jünger ſein, dann verleugne dich ſelbſt, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach“ nicht bloß ein Wort, das uns auf dem Wege des Himmels führt, ſondern uns auch lehrt, unſere Lebenswege unter den Menſchen zu ebnen und die Steine hinwegzuräumen, woran wir und andere uns immer wieder ſtoßen und ritzen und ſo uns ſelbſt des wahren Friedens berauben.

Nimm das Kreuz, o nimm es an,
Wo es dir begegnet;
Denk, dein Heiland hängt daran,
Der dich liebt und ſegnet.

Iſt auch hart ſein Stamm und rauh,
Blüten zart dran ſproſſen,
Seit mit ſeines Blutes Tau
Jeſus es begoſſen.

Nein, das Kreuz mußt du nicht fliehn,
Mußt ans Herz es drücken,
Mußt es zu dir niederziehn,
Goldne Frucht zu pflücken.

Eltern und Kinder.

Einſichtigen iſt klar, daß die arme Menſchheit nicht durch bloße wirtſchaftliche und politiſche Mittel aus ihrer Not gerettet werden kann. Sind doch Politik und Wirtſchaft von Grund aus krank und müſſen erſt ſelbſt geneſen, ehe ſie als rettende und helfende Aerzte ſich an die Beſſerung und Geneſung der Welt heranmachen können. Medice, cura te ipsum, Arzt heile dich ſelbſt, gilt auch hier. Die Geſundung kommt von innen, nicht von außen.

Die Geſinnung der Menſchen muß eine andere und beſſere werden, dann beſſern ſich auch die Verhältniſſe. So lange aber die Selbſtſucht regiert, die Welt im Materialismus verſunken, nicht mehr an eine höhere Welt glaubt und in ihrem Gewiſſen ſich nicht mehr gebunden fühlt an die Geſetze, die Gott der Herr, wie der ganzen Welt, auch dem Menſchen als Leitſterne gegeben hat, kann nicht von Aufbau, ſondern nur von weiterer Auflöſung die Rede ſein. „Die Rettung kann,“ wie der weitſchauende Philoſoph Dr. W. Förſter einmal bemerkt, „nur von der Erweckung kleiner, langſam wachſender Gruppen ausgehen, die aus einem neuen Seelenzuſtand zu denken, zu reden und zu leben beginnen.“

Eine Gruppe iſt nun von ſelbſt durch göttliche Ordnung gegeben, das iſt die Familie. Erſt wenn die ſich erneuert, nicht bloß dem Namen, ſondern der Geſinnung und dem Leben, kurz ihrer ganzen geiſtigen Struktur nach, wieder eine chriſtliche wird, dann dürfen wir die Hoffnung hegen, daß beſſere Zeiten kommen.

Die Familie aber beſteht aus Eltern und Kindern. Ueber die letztern klagt man allgemein, die Eltern mit, aber daß der Stamm, die Eltern nämlich ſelbſt es an vielem fehlen laſſen, das wird weniger eingeſehen. Und doch, wie wollen und ſollen die Kinder gute Menſchen und brave Chriſten werden, wenn das Beiſpiel der Eltern fehlt?

Gewiß, die Kinder werden immer zur Ehrfurcht, zum Gehorſam gegen die Eltern angehalten, aber wie kann man dieſe Tugenden den Kindern beibringen und ſie dafür erwärmen, wenn die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe in ihnen durch ſchmerzliche und abſtoßende Ereigniſſe und Erfahrungen gelähmt oder geradezu zerſtört werden? Lehnt ſich denn nicht die ganze ſittliche Entwicklung an dieſe Gefühle dieſes ihres erſten und engſten Lebenskreiſes an und zieht ſie nicht aus ihnen Nahrung? Was nun, wenn das Auge des Kindes gerade im Elternhauſe ſo viel Enttäuſchung vor ſich ſieht? Muß dann nicht ſein ganzes Innenleben verwirrt werden? Wie kann das Kind von Erziehern erzogen werden, die ſelbſt noch erzogen werden müſſen?

Man legt heute ſo viel Wert auf die Antialkoholbewegung und zeigt den Kindern ſchon in der Schule durch große Bilder, wie durch den Alkoholgenuß Magen und Nieren, Gehirn und Herz entarten. Der Lehrer ſetzt den Kindern auseinander, ein wie verabſcheuenswürdiges Laſter das Laſter der Trunkſucht iſt. Wenn nun aber das Kind in ſeinem eigenen Vater das lebendige Bild deſſen vor ſich ſieht, das der Lehrer eben gezeichnet, welch ein Problem für das Kind, nun trotzdem ſeinen Vater nicht als einen verabſcheuenswürdigen Menſchen anzuſehen.

Oder wenn den Kindern gezeigt wird, wie häßlich der Zorn iſt und was alles aus ihm entſteht, und es iſt nun zu Hauſe faſt jeden Tag Zeuge des Zornes und Streites, die den eigenen Vater und die Mutter entzweien, wo ſoll es dann Achtung vor ihnen bekommen? Soeben noch erzählte mir ein als Volksmiſſionar bekannter Ordensmann, er habe einmal bei einer Miſſion auch über die Trunkſucht gepredigt. Als er nach der Predigt aus der Kirche ging, traf er draußen einen zwölfjährigen Knaben, der bitterlich weinte und laut ſchluchzte. Auf die Frage, warum er denn ſo weine, gab das Kind zur Antwort: „Ach, Herr Pater, ich wünſchte, wir wären alle tot.“ „Warum denn aber?“ „Ja, was Sie eben gepredigt, das iſt in unſerem Hauſe. Der Vater trinkt, und wenn er betrunken nach Hauſe kommt, ſchlägt er alles kaput und fängt mit der Mutter Streit an, daß ſie oft aus dem Hauſe laufen und in die Nachbarſchaft ſchlafen gehen muß.“

Und hat ein Kind die Hochachtung vor Vater und Mutter verloren, wer bringt ihm denn Achtung erſt gegen andere ihm fremde Menſchen bei?

Das Kind ſoll Ehrfurcht vor der Autorität, auch der unmittelbar von Gott geſetzten Autorität, dem Prieſter und der Kirche haben. Wenn nun aber der Vater mittags bei Tiſch nichts anderes tut, als über die Pfaffen ſchimpfen, und jede Autorität, ob Kaiſer, ob Papſt, ob Präſident der Republik, Bürgermeiſter oder Beigeordnete, Dezernenten mit allen erdenklichen Schmähungen überhäuft, wie ſoll dann in dem Herzen des Kindes eine Anerkennung der Autorität und ein Sichfügen in obrigkeitliche, dem Wohle des Ganzen dienende Verordnungen zuſtande kommen? Das ſind ja nur einige Punkte.

Nun denke man aber einmal, das Leben der Eltern verſage auf allen Punkten im Bereiche deſſen, was man zur Sittlichkeit, Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit rechnete, wann und wo ſoll dann im Leben des Kindes der Konflikt gehoben werden, der ſich bildet zwiſchen den Begriffen, die man ihm in der Schule als menſchenwürdig, ehrenhaft und edel entwickelt, und dem, was es tatſächlich zu Hauſe vor Augen hat?

Ob die freie Schule dies Problem löſen wird, um ſo mehr, als man fürchten muß, daß es doch ohne Frage manche unter den Eltern, die die Kinder dorthin aus Abneigung gegen die Religion ſchicken, gibt, die mit der Achtung vor der Religion in ihren Glaubensſätzen auch die vor ihren ſittlichen Vorſchriften, die doch faſt ausſchließlich im allgemeinen menſchlichen Wohl

verankert ſind, verloren haben? Werden ſolche Eltern ſelbſt nicht auch den Lehrer, der in der Schule ſich auf einen rein ethiſchen Unterricht beſchränken ſoll, durch den Widerſpruch ihres eigenen Lebens mit dem, was der allgemeine Moralunterricht in der Schule bietet, in Verlegenheit bringen?

Bezeichnend iſt ja das Vorkommnis, was uns in pädagogiſchen Büchern als vom alten griechiſchen Weiſen Ariſtoteles herrührend erzählt wird, wie ein Sohn, nachdem er ſeinen alten Vater ſchwer mißhandelt hatte, ihn dann die Treppe herunterſchleppte, um ihn vor die Türe zu werfen, der Vater unten auf der letzten Stufe den Kopf erhoben und ſeinem Sohn in lautem Schmerzensſchrei zugerufen habe: „Halt ein, denn weiter habe ich meinen Vater auch nicht geſchleppt.“

Es ſagt ein alter Spruch: „Alles Leben wird wieder erlebt, oder Gottes Wort hat keine Geltung mehr.“ Es gibt eine Wiedervergeltung nicht bloß im jenſeitigen, ſondern auch oft genug ſchon in dieſem Leben und worin der Menſch ſündigt, darin wird er auch beſtraft.

Ein unzufriedenes Geſchlecht mit Zorngebärden
Will ändern ſeine Welt und ſelbſt nicht anders werden.

Das iſt heute die Situation.

Eltern aber, die es an der guten Erziehung bei ihren Kindern fehlen laſſen, mögen den Spruch ſich merken:

Der Baum legt niemals ſelbſt die Axt an ſeinen Fuß,
Du biſt der Tor, den ſolch ein Bildnis warnen muß.

Und den andern:

Du ſchiltſt dich ſelbſt, wenn du dein Kind ſchiltſt ungezogen,
Denn zogeſt du's zuvor, ſo wär es jetzt erzogen.

Leidenszeiten.

Eines der größten Rätſel des Lebens iſt das Leid. Wie viele haben ſchon darüber gedichtet und geſchrieben, vom frommen Job an bis zu den Theologen und Philoſophen unſerer Zeit. Für uns Chriſten ſteht dieſes Leidensgeheimnis durch den Kreuzestod des menſchgewordenen Gottesſohnes im Mittelpunkte des religiöſen Lebens. „Wenn ich am Kreuze erhöht ſein werde, will ich alles an mich ziehen.“

Das Leid liegt wie ein ſchweres Joch auf allen Adamskindern. Niemand kann ſich ihm entziehen. Früher oder ſpäter trifft es einen jeden von uns. Nein, nicht bloß früher oder ſpäter, ſondern immer müſſen wir aus dem bitteren Wermutskelche trinken. Der Schweiß gehört nach den Worten Gottes in dem um der Sünde willen mit dem Fluche belegten Paradieſe zum Eſſen des täglichen Brotes. Jeder muß mit Thomas von Kempen geſtehen: „Wende dich aufwärts, wende dich abwärts, nach außen, nach innen, und überall wirſt du Kreuz finden.“

Was iſt nun wohl in der Regel das erſte, was wir bei unſeren Leiden und Heimſuchungen tun? Wir beginnen zu ſeufzen, zu klagen, gehen hierhin und dorthin, um andere von unſerem Leid in Kenntnis zu ſetzen, und wo möglich Hilfe zu finden.

Sind wir krank, gehen wir zum Arzt, meinen wir, es wäre uns Unrecht geſchehen, zum Advokaten, drücken uns Geſchäftsſorgen, holen wir uns bei Geſchäftsfreunden Rat und halten uns über Waſſer durch Anleihen bei den Banken, quält uns inneres Leid, ſchütten wir unſer Herz bei einem guten Freunde aus und ſuchen bei ihm Troſt. Wer wollte all das tadeln? Im Gegenteil, es entſpricht ja doch ganz unſeren natürlichen Bedürfniſſen.

Nun haben wir aber einen Arzt, der alle Krankheiten heilen kann, einen Anwalt, der der mächtigſte Sachwalter am Throne Gottes, einen Ratgeber, der die Weisheit ſelber iſt, einen Freund, der nie verſagt. Es iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Zu ihm müſſen wir uns wenden im Gebete. Er weiß noch Rat und Hilfe, wenn alle irdiſche Hilfe verſagt. Er kann auf die zeitliche Hilfe, die uns Menſchen gewährt, noch einen beſonderen Segen legen, ja, das größte Leid in Freude wandeln.

Will man einwenden: „Wie oft habe ich mich im Gebet an Gott gewandt und doch keine Hilfe gefunden, meine Geſundheit kehrte nicht wieder, meine Geſchäfte gingen nicht beſſer, meinen Prozeß verlor ich, meine Schmerzen ließen nicht nach, mein einziges Kind iſt mir geſtorben?“

Ja, mein lieber Freund, dann haſt du aber auch nicht ſo ganz recht gebetet, denn wenn du dich in ſolchen Fällen über Nichterhörung beklagſt, ſo haſt du aus dem Gebete des leidenden Heilandes, das doch in jeder Not dein Vorbild ſein ſoll, einen Teil ausgelaſſen oder nicht beachtet, und doch iſt auf den der Hauptnachdruck zu legen, nämlich „nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“ Du haſt dich geradezu darauf kapriziert, was du wünſchteſt und wollteſt, ſolle und müſſe Gott dir geben. Du wollteſt abſolut los von dieſem und jenem Leid, weil du alles Leid für ein Uebel, für ein Unglück hältſt.

Und doch mußt du, wie du doch weißt, als Chriſt in und durch eine Kreuzesſchule gehen. Nun wäre das doch eine merkwürdige Schule, die den Namen Kreuzesſchule trägt und in der Schule lernte man nicht ein Kreuz tragen, ſondern nur, wie man von ihm loskommen, es abwerfen könne.

Wann werden wir Schwachgläubigen einmal zu der Ueberzeugung kommen, daß Leidenszeiten wirklich Glückszeiten ſeien und daß man gerade durch Leiden zu einem eigentlichen Chriſten heranreiſe.'

Was hat denn der göttliche Heiland zu den Emausjüngern geſagt, die nicht begriffen, daß Jeſus von Nazareth, mächtig in Tat und Rede vor Gott und den Menſchen, das Leid des Kreuzestodes getragen? „Unverſtändige,“ ſagt er, „und von langſamer Faſſungskraft, mußte nicht Chriſtus dieſes leiden und ſo in ſeine Herrlichkeit eingehen?“

Die Sünde, in der unſere Stammeltern ſich von Gott abwandten, hat uns das Leid gebracht und jetzt hat das Leid die Aufgabe, uns Gott wieder zuzuwenden. Das kann und tut er, indem er uns das Zerbrechliche unſeres irdiſchen Glückes erkennen läßt, uns zum Nachdenken bringt, ob wir nicht unſerem Leben eine verkehrte Richtung gegeben und unſer Herz anſtatt an das Ewige, an das Vergängliche gehängt haben, indem er uns nahelegt, ſtarkmütig das Wort des Weiſen in ſich aufzunehmen: „Edler Seelen Nahrung iſt die Mühſal“ und „Ohne Leid erſchlafft die Tugend.“

Gott macht es mit uns oft, wie ein Lehrer mit ſeinen Schülern, er fordert von denen die meiſte Arbeit, die größte Anſtrengung, auf die er die höchſten Hoffnungen ſetzt, daß ſie tüchtige Männer werden.

Von allen guten Schwingen
Zu brechen durch die Zeit
Die mächtigſte im Ringen
Das iſt ein rechtes Leid.

Dankbare Frauen.

1) Stille herrſchte im Hauſe des Apoſtels Petrus zu Kapharnaum. In ſchlichter Kammer, auf einfachem Lager gebettet, lag die Schwiegermutter des Apoſtels, von ſchwerem Fieber heimgeſucht; kurz und heiß ging der Atem der Kranken. Mit tiefbekümmerten Blicken ſaß ihre Tochter neben der Leidensſtätte, in der Hand ein Tuch, mit welchem ſie von Zeit zu Zeit den perlenden Schweiß von der Stirne der Greiſin abwiſchte. Da öffnete ſich leiſe die Tür und herein trat der Heiland, ſo mild, ſo hoheitsvoll; mit ihm Petrus, deſſen Bitte: „Herr, hilf ihr“, durch die Türe ins Zimmer hineinklang. Die Tochter erhob ſich und grüßte den Herrn in tiefer Ehrfurcht, dann zeigte ſie auf die Kranke mit den Worten: „Herr, die letzten Kräfte weichen, es geht zu Ende.“ Dann wandte ſie ſich zu der Kranken hin und ſprach: „Mutter, der Meiſter iſt da.“ Dieſe ſchlug die Augen auf und richtete den fiebernden Blick dem Heiland entgegen. „Herr, hilf ihr“, bat Petrus wieder. „Ja, hilf ihr“, bat innig die Tochter; „hilf mir“, ſtöhnte leiſe die Kranke. Der Heiland trat an ihr Lager, ihre Blicke begegneten ſich, wie ſich Flehen und Erbarmen begegnet. Wie er zu Sturm und Woge ſprach: „Schweige, verſtumme“, ſo gebot der Herr jetzt den Fiberſchauern: „Weichet!“ — Und nun, ſagt das Evangelium, er nahm ſie bei der Hand und richtete ſie auf. Sofort verließ das Fieber ſie; ſie ſtand auf und bediente ſie. Aber welch eine Fülle von Freude und Dank liegt zwiſchen den Worten: Das Fieber verließ ſie und ſie bediente ſie! Noch immer hielt ſie die Hand des Erlöſers mit beiden Händen umſchlungen, drückte anbetend ihre Stirne darauf, übergoß ſie mit ihren Freudentränen, und, auf die Kniee geſunken, entrang ſich ihrem übervollen Herzen das eine Wort: „Raboni — mein Meiſter!“ Weit mehr als eben die Fieberhitze ſie durchdrungen hatte, durchflutete jetzt die heilige Glut innigen Dankes ihre Seele, den ſie mit Worten nicht auszudrücken vermochte. Dann aber ſtand ſie auf, nicht Worte allein, auch die Tat ſollte ihren Dank verkünden. Sie lud den Heiland und die Jünger ein in den beſten Raum des Hauſes, brachte das beſte Geſchirr, die beſten Speiſen zum Freudenmahle herbei und duldete kaum, daß ihre Tochter ihr dabei zur Hand ging, ihr Dank war zu groß, um ihn ganz ſelber abzutragen. — Schönes Beiſpiel für uns alle, denn einen beſſeren Dank gibt es nicht, als nach empfangenen Wohltaten ſogleich zur Ehre Gottes arbeiten.

2) Siehſt du das Weib dort im Hauſe des Phariſäers? Die Sünderin. Niedergeſunken vor dem Heilande übergießt ſie ſeine Füße mit einem Strome von Tränen, ſie nimmt das reiche, von ihrem Haupte herabwallende Haar, um die Tränenflut zu trocknen, immer neue Tränen entſtrömen ihren Augen, immer neue Haarwellen gleiten über die Füße des Erlöſers, da preßt ſie ihre Lippen nieder und überſät mit zahlloſen Küſſen die heiligen Füße; ein Alabaſtergefäß hatte ſie mitgebracht, dieſes zerbricht ſie nun, um den koſtbar duftenden Balſam auszugießen, und mit ihm die Füße ihres Wohltäters zu ſalben! Es waren Tränen innigſter Reue, Küſſe glühenden Dankes, Salbung heilger Liebe. Sie kann ſich in den feurigſten Ergüſſen ihres Dankes nicht genug tun, ihn nicht erſchöpfen. Schönheit und Reichtum hatte ihr Herz verwirrt und auf die Bahn der Sünde gezogen, ſo ſehr, daß ſelbſt böſe Geiſter Wohnung in ihr gefunden. Da traf ſie der Gnadenſtrahl des göttlichen Erbarmens. Sieben Teufel trieb der Heiland von ihr aus und eröffnete ihr die Wege des Heils; aus ſeinem Munde hörte ſie die wunderbar troſtvollen Worte: „Viele Sünden werden ihr vergeben, weil ſie viel geliebt hat. Deine Sünden ſind dir verziehen.“ Nun war ſie gekommen in überſtrömendem Danke. Weg war alle Eitelkeit, ſie warf ſich zu Boden; weg war alle Menſchenfurcht, öffentlich beweinte ſie ihre Sünden; weg war alle ſündhafte Liebe, ihre Küſſe galten nur der erbarmenden Liebe Jeſu; die beſtrickenden Reize ihres üppigen Haares ſind ihr nur noch Werkzeuge der Buße; nichts iſt zu wertvoll, auch der koſtbarſte Balſam nicht, um den Heiland zu ehren. Das war die triumphierende Macht ihres feurigen, heiligen Dankes. — Auch bei uns iſt der Heiland, auch heute noch. Stets ſteht uns im Bußſakramente die Gelegenheit offen, um mit den Seelentränen unſerer Reue die Sünden zu tilgen; und zahlloſe Möglichkeiten ſind uns gegeben durch Werke der Barmherzigkeit, unſere irdiſchen Güter in Balſam zu verwandeln, mit welchem wir dem Heilande die Füße ſalben in heiligem Danke.